

Wenn Göttliches auf Alltägliches trifft

Die Energie des heiligen Augenblicks

Zeit und Raum gehen ineinander über. Farben und Zeichen sind eins und doch verschieden. Perspektiven und die Schwerkraft existieren nicht mehr. Musik durchströmt das Sichtbare. Das Bildhafte wird hörbar. Alles webt sehr lebendig durch das Sein. „Polyphone Strömungen“ nannte der Künstler Paul Klee sein 1929 gemaltes Aquarell. Und je länger man es betrachtet, desto mehr gewinnt man den Eindruck, dass Klee wiedergeben will, was seine Seele zuvor geschaut hatte. In einem heiligen Moment. Es ist eine unsichtbare Welt, die alles umschließt und die in allem wiederzufinden ist. Göttliches trifft Alltägliches. Und so lautete ja auch das künstlerische Credo des ehemaligen Düsseldorfers: „Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“

Da geht es der Kunst wie der Diakonie: Hilfebedürftige und Helfer berichten immer wieder von heiligen Momenten, in denen bei ihren Begegnungen Göttliches in das Alltägliche einbricht. Eine unwahrnehmbare Welt wird sichtbar. Und sei es auch nur für kurze Augenblicke. Schon seit Jahrhunderten unterscheiden Mystiker zwischen der Person Gottes und Energien, die Gott in die Welt fließen lässt. In heiligen Momenten treffen Hilfebedürftige und Helfer auf diese Energien – die ihren Ausgang in Gott selbst haben. Und das bleibt nicht ohne Wirkung. Für beide.

Wie bei jener jungen Krankenschwester auf der Kinderstation einer Klinik, die mir ein besonderes Erlebnis berichtete. Ein durch seine Mutter mit dem HI-Virus infizierter Säugling lag auf der Isolierstation. Immer und immer wieder schrie und wimmerte das Kind. Natürlich wurde es klinisch gut versorgt. Aber es blieb für sich. Allein. Ohne längeren Kontakt mit anderen Menschen. Schließlich entschied sich jene Krankenschwester, die Nähe des Säuglings zu suchen. „Ich konnte gar nicht anders“, berichtete sie. Zunächst mit Abstand. Schließlich hielt sie es vor innerer Bewegung nicht mehr aus. Sie nahm den Säugling auf den Arm. Hautkontakt. Streicheln. Lächeln. Liebe Worte. Es entstand eine Vertrautheit. Regelmäßig hatten nun die Pflegeperson und das Kind Berührung. „Wir haben uns beide verändert“, meinte sie. Die Energie, die zwischen beiden zu spüren war, machte eine unsichtbare Welt sichtbar, die auch eine klinische Isolierstation nicht ausschließt. Göttliches im Alltäglichen.

Heilige Momente in der Diakonie entgrenzen

Ohne Zweifel: Kirche ist der Ort, an dem viele Menschen persönliche und gemeinschaftliche Begegnungen mit dem Göttlichen machen können. Hier erwarten sie auch neue Begegnungen mit der unsichtbaren Welt Gottes. Christliche Konfessionen sind ja gerade durch bestimmte Erfahrungen ihrer Gründer mit dem Heiligen entstanden. Rituale, Zeichenhandlungen und gewisse Versammlungsabläufe

geben ihre ursprünglichen Erfahrungen mit dem Heiligen weiter. Sie laden uns ein, es ihnen gleichzutun. Sie grenzen aber auch aus – denn maßgebend ist die Art und Weise, wie der jeweilige Gründer das Heilige nun mal erlebt und tradiert hat. Da geht die Diakonie einen Schritt weiter. Der heilige Ort ist hier die Begegnung zwischen Hilfebedürftigen und Helfern. Unabhängig von Riten, Zeichenhandlungen, Versammlungen und Gebäuden. Auch der persönliche Glaube ist nicht unbedingt die Voraussetzung. Die unsichtbare Welt wird sichtbar, die voraussetzungslos Hilfebedürftige und Helfer umgibt. Dabei kann das Heilige so intensiv diese Begebenheit umfassen, dass Jesus sich mit den Hilfebedürftigen selbst identifiziert: „Was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Matthäus 25,31ff). Aber eben auch in die Helfer versetzt er sich hinein. Zum Beispiel in den barmherzigen Samariter (Lukas 10,25ff), von dem Karl Barth in seiner Auslegung zum Gleichnis sagt, dass Jesus hier zunächst von sich selbst spricht.

Bewegt erzählen die Hinterbliebenen von den letzten Wochen des verstorbenen Vaters. Ein wahrhafter Christ. Die Begleitung hatte bis zum Schluss die Mitarbeiterin eines Hospizdienstes übernommen. Übrigens keine Christin. Vermutlich stand sie der buddhistischen Religion nahe. Aber durch ihre liebevolle und respektvolle Art konnte der sterbende Vater in die Arme Jesu „heimgehen“.



Der göttliche Nachbar

Rainer Maria Rilke bittet:

„Du, Nachbar Gott...
Ich horche immer. Gib ein kleines Zeichen.
Ich bin ganz nah.
Nur eine schmale Wand ist zwischen uns...“

Heilige Momente in der Diakonie und ihre dunklen Seiten

Ein Gottesbild zerbricht. Mitten im großen Schmerz nach einer OP. Mitten in aller Sinnlosigkeit nach dem Tod des geliebten Kindes. Mitten in der Einsamkeit einer lang andauernden Krankheit. Mitten im Aufbrechen einer lange in der Seele eingeschlossenen traumatischen Erfahrung. Mitten im Scheitern als Mitarbeiter der Pflege oder der Kinder- und Jugendhilfe. Es zerbricht das Bild des starken Gottes. Es ist die Vorstellung eines Gottes, der doch Gebete von frommen Leuten erhören muss und angeblich alle Gebrechen heilen kann und will. Und manchmal geht dabei auch die jahrzehntelange Gewissheit kaputt, dass Gott uns im Leiden besonders nahe sein will. Dunkelheit der Seele und zerrinnender Glaube bestimmen das Leben. Es ist die fürchterliche Entdeckung, dass Gott sich jeglicher Erfahrung entzieht, gerade dann, wenn man ihn doch am meisten braucht. „Deus absconditus – der verborgene Gott“, nannte Martin Luther diesen Gott.

Das gilt es auszuhalten. Allein. Gemeinsam. Denn in der Erfahrung des verborgenen Gottes liegt auch die Möglichkeit für den heiligsten Moment in der Diakonie verborgen. Sie kennt den, der die Gottesabwesenheit erlebt hat und der heute auch denen nahe ist, die angesichts des Zerbruchs ihres Gottesbildes nicht mehr glauben können und wollen. Jesus Christus der Gekreuzigte. Der Gottesknecht, wie er in Jesaja 53 beschrieben wird, dem trotz Krankheit, Schmerz und Anfeindungen die Gottverlassenheit zugemutet wurde. Auf ihn weist Diakonie hin. Führt zu ihm. Vermittelt sein Bild. Und hält die Gottverlassenheit des Hilfebedürftigen und des Helfers aus. Und hofft und wartet und betet, dass er sichtbar wird. Das sind für mich die wahrhaft heiligen Momente. Sie war eine geschätzte und erfolgreiche Krankenschwester. Eine starke Frau, die mit einem starken Gott lebte. Sie erkrankt. Diagnose Lungenkrebs. Unheilbar. Es bricht alles zusammen. Auch ihr Glaube. Als junger Gemeindepastor besuche ich sie. Regelmäßig. Es ist eine Begleitung zum Sterben. Wir beide wissen es.

Auch mein Glaube beginnt langsam zu zerbrechen. Alle Gesprächsmethoden, alle Meditationen, alle Gebete, alle Deutungsversuche helfen nicht mehr weiter. Schließlich sitze ich nur noch schweigend neben ihrem Krankenbett. Irgendwann folge ich dem inneren Impuls und lese ihr und mir die Geschichte der Kreuzigung Jesu aus Markus 15 vor. Unvergessen, was dann passiert. Langsam sagt die Schwerkranke: „Er hat das auch erlebt, was ich erlebe. Ich erlebe nicht mehr Gott. Das hat er auch erlebt. Ich erlebe nicht mehr Gott. Aber der Gekreuzigte. Er versteht mich. Er ist da.“ Und in allem Schmerz und Fragen. In der Dunkelheit des Glaubens beginnt ganz zaghaft ein Friede sie zu umfassen. Und mich auch. Es ist der Friede des Gekreuzigten. Göttliches bricht ein. Eine sonst unwahrnehmbare Welt wird sichtbar. ■



Michael Borkowski,
Pastor und Therapeut,
Geschäftsführer des
Diakoniewerkes Kirch-
röder Turm, Hannover